



„Der Geist trinkt keinen Konsensmilchshake“

Auszüge aus dem Spielstand #2 –

„Fluch der Könige – Literaten und ihre öffentliche Rolle“

Mit:

Burkhard Spinnen, Autor
Annette Pehnt, Autorin
Hans Christoph Buch, Autor
Dirk Knippahls (taz), Moderation

Knippahls:

Worüber reden wir, wenn wir über Schriftsteller und Öffentlichkeit reden? Worüber reden wir, wenn wir über Schriftsteller und Politik reden? Ist das Verhältnis gut so? Sollte man da was ändern? Wie könnte man das ändern? Das Sprechen über Literatur und Öffentlichkeit hat gewisse Selbstläuferqualitäten bekommen. Es gab mal eine Zeit, wo dem Schriftsteller qua Schriftstellersein eine besondere moralische Kompetenz zugetraut wurde, etwa Heinrich Böll, der sich aber gegen diesen Anspruch verwahrt hat. Das ist vorbei.

Bewusstseinsveränderung wäre ein Stichwort, ein anderes: die Geschichte vom Widerstand durch die Form, also dass Poetik selbst gegen den Zeitgeist gerichtet ist.

Wenn all das nicht mehr gilt, was dann? Man muss neue Verbindungslinien suchen und versuchen, in veränderter Weise über Literatur und Öffentlichkeit zu sprechen. Burkhard Spinnen war so freundlich, eine kleine Vorlage zu schreiben, in einem Artikel in der „Welt“, mit dem Titel „Was politische Literatur jetzt sein könnte“. Burkhard Spinnen wurde 1956 geboren, er hat viele Preise für seine Romane und Erzählungen erhalten, unter anderem für „Langer Samstag“ und „Der schwarze Grat“. Zuletzt erschienen gesammelte Artikel von ihm: „Kram und Würde“. Aufgefallen ist Burkhard Spinnen auch als Juror in Klagenfurt, wo er sehr sprachmächtig agiert hat.

Burkhard Spinnen:

Wie kommt es heute zu politischen Texten? Beispielsweise dadurch, dass Günter Grass im Jahr 2005 ein paar Autorinnen und Autoren, mit denen er sich im Vorfeld der letzten Bundestagswahl über politisches Engagement unterhalten hatte, zu einem verlängerten Nachmittag nach Lübeck in sein Haus einlud, um über Literatur zu reden. Das Echo, das von dieser semi-privaten Veranstaltung ausging, war groß, weil wohl immer noch ein Riesenpotenzial an nicht abgerufener Aufmerksamkeit für das Phänomen da ist, dass Schriftsteller sich mittels eines Manifests oder einer Resolution politisch äußern.

Als angebliches Gründungsmitglied der Gruppe Lübeck 05 war ich plötzlich dafür prädestiniert, Interviews über politisches Engagement von Autoren zu geben. Mit anderen Worten: Der Name Günter Grass und das, wofür er steht, erzeugt sofort bestimmte Imaginationen. Sie kennen sicherlich alle das berühmte Bild, wo er zusammen mit Willy Brandt so eine Treppe runter geht und an das oft variierte Schiller-Zitat denken lässt: „Es soll der Dichter mit dem König gehen, denn beide wandeln auf der Menschheit Höhen.“

Diese Vorstellung von einer Engführung von Politik und Literatur ist wie ein Sehnsuchtsort. Das ist in der Form nicht mehr reaktivierbar, auch solche Phänomene wie die Gruppe 47 nicht. Aber es ist ein gewaltiges polit-emotionales Vakuum da, das auch solche

Kleinvorgänge an sich saugt. Ich habe einen Text geschrieben, der sich mit dem Phänomen der Schizographie beschäftigt, was für mich die Endphase dieser Zeit eines versuchten Mit-, Für und Gegeneinanders von Politischem und Literarisch-Ästhetischem bezeichnet. Schizographie wiederum ist ein Begriff, den ich von Günter Grass habe, der ihn wiederum von Peter Rühmkorf hat.

Schizographie heißt, morgens etwas zu schreiben und nachmittags Politik zu machen. Dabei braucht das eine mit dem anderen nichts zu tun zu haben. Ich muss nicht erklären, was meine Literatur mit meinem politischen Engagement zu tun hat. Diese Vorstellung geht ein bisschen davon aus, dass Literatur etwas Gutes ist. Das ist keine ganz falsche Grundannahme. Und dass Leute, die sich mit Literatur beschäftigen oder die Literatur machen wollen, nicht ganz so schlechte Leute sind und humane Menschheitsbilder transportieren.

Der PEN profitiert von dieser Vorstellung: Es kommen Leute zusammen, die Gedichte schreiben. Und wenn man zehn gute Lyriker zusammen hat, können die einen Gefangenen in Afrika befreien. Deshalb ist der PEN wichtig. Die Frage ist, ob das außerhalb des PEN und außerhalb solcher ganz konkret politischer Anlässe und solcher existentieller Fragen die Leute davor schützen kann, ins Gefängnis geworfen zu werden, weil sie die Wahrheit gesagt haben. Und ich habe in diesem Artikel nichts anderes getan, als zu sagen, dass, wenn wir diese Vorstellung von Schizographie nicht überwinden, wenn wir also nicht etwas finden, um ästhetisch-künstlerische Kompetenz in Politisches zu transformieren, dann wird das mit dem politischen Engagement von Autoren nichts werden. Konkrete Vorschläge, was man da tun kann, habe ich nun allerdings nicht. Aber ich habe zumindest so etwas wie eine Vorstellung von einer Richtung, in die die Alternative weisen könnte.

Knipphals:

Sie wollen darauf hinaus, dass politische Kritik im wesentlichen Sprachkritik darstellt. Also muss man vor allem über Sprache sprechen, wenn man den Zusammenhang von Literatur und Politik, Literatur und Öffentlichkeit herstellen will. Kommen wir zu Hans Christoph Buch, der bereits 1963 seinen ersten Auftritt bei der Gruppe 47 hatte, mit nur 19 Jahren. Danach erschienen von ihm Romane, literaturtheoretische Schriften, Reportagen, insbesondere aus der Karibik und Afrika. In den 70er Jahren war er Rowohlt-Lektor und Herausgeber von Sammelbänden wie „Parteilichkeit der Literatur oder Parteiliteratur? (1972)“ oder „Für eine neue Literatur – Gegen den spätbürgerlichen Literaturbetrieb“ (1973). Wie halten Sie es mit der Schizographie, Herr Buch?

Buch:

Burkhard Spinnen ist generationsmäßig nicht allzu weit von mir entfernt, und doch trennen uns Welten. Ich kann nachvollziehen, was er meint, aber ich würde mich nicht in diesen Begriffen definieren. Zunächst mal wurde ich stutzig. 2005 gab es also ein Treffen bei Grass. 1965 gab es genau dasselbe, genau 40 Jahre früher hat Grass uns junge Autoren, von denen einige damals bei der Gruppe 47 gelesen, andere beim Literarischen Colloquium debütiert hatten, nicht eingeladen, sondern geradezu abkommandiert, die SPD im Wahlkampf zu unterstützen. Dabei kam nicht viel raus.

Wir schrieben Reden, die nie gehalten wurden, einzelne Sätze oder Halbsätze tauchten auf im Parteiprogramm oder bei Willy Brandt oder bei Karl Schiller, dem späteren Wirtschaftsminister. Insgesamt hat das keine Spuren in der Literatur oder Politik hinterlassen. Der Begriff des Engagements ist zu eng gefasst, man identifiziert ihn merkwürdigerweise mit 1968, aber damals haben wir uns vehement gewehrt gegen diesen Begriff. Er wurde mit bürgerlicher Literatur gleichgesetzt, die sich für eine politische Partei erklärt und Fahnen schwingt oder politische Parolen formuliert. Das ist ein klischeehaftes Verständnis von Literatur: Dass sie Meinungen artikuliert und diese Meinungen öffentlich kundgibt.

Knipphals:

Dagegen hat sich auch Burkhard Spinnen gerichtet.

Buch:

Ja, da stimme ich ihm zu. Ich wollte nur daran erinnern, an welchen Fronten sich Grass engagiert hat. Er hat auch gegen die abstrakte Kunst gewettert, er hat sogar gegen den ADAC eine Polemik entfacht. Man sollte ihm immer folgen. Wenn man das nicht tat, war man nicht sein Freund. Lächerlich, diese Art von Engagement. Dagegen ist doch das, was Grass bewegt, etwas ganz anderes gewesen: nämlich die Aufarbeitung seiner eigenen Vergangenheit, nicht nur der Deutschen, wie wir heute wissen.

Diese Art von tieferem Verständnis von Engagement drückt sich im Werk aus. Die haben wir auch bei Böll, der sich mit der Kirche auseinandersetzt. Nicht, weil er Meinungen formulieren will, sondern weil das seine Herkunft, seine Identität, seine Sozialisation ist: die Katholische Kirche. So wie bei Grass die SS-Angehörigkeit, die er in späteren Jahren auf vielfache Art, aber indirekt, thematisiert hat.

So kommt es, dass ich Reportagen über Afrika schreibe. Ich hätte das nie gemacht, wenn das nicht Teil meiner Geschichte wäre. Mein Großvater hat Deutschland verlassen und sich in Haiti niedergelassen, meine Großmutter war eine Kreolin, eine dunkelhäutige Dame aus Haiti, die nur zwei Worte Deutsch sprach: „Schwein“ und „Kartoffeln“. Das hatte sie bei der Kur in Baden-Baden gelernt. In dieses Land bin ich immer wieder gefahren, von dort war es nur ein kleiner Schritt nach Afrika. Mein Engagement für „die Dritte Welt“ im Werk hat eben mit dieser Herkunft und mit dieser Geschichte zu tun. Und nur dann wird es auch literarisch fruchtbar.

Meinungsartikulation, wie sie in Zeitungen auf der Meinungsseite geschieht, ist nicht oder nur in Ausnahmefällen Aufgabe der Schriftsteller und führt weder die Leser noch die Schriftsteller weiter, sondern wirft sie eher zurück auf eine Ebene, die Hegel als „das bloße Meinen“ bezeichnet hat.

Knipphals:

Es passiert etwas Interessantes: Man redet über Literatur und Öffentlichkeit und sofort über Günter Grass. Ich habe ein bisschen die Hoffnung, dass bei Ihnen, Annette Pehnt, das anders sein könnte. Sie sind 1967 geboren, haben literaturwissenschaftliche Arbeiten, Kinderbücher und Romane wie „Ich muss los“, „Insel 34“ und zuletzt „Haus der Schildkröten“ veröffentlicht.

Ich möchte kurz aus einer Kritik in der taz zitieren: „Pehnt beweist sich einmal mehr als Spezialistin für die Randbereiche des Lebens. Schon der Held ihres Debüts „Ich muss los“ und die Erzählerin von „Insel 34“ waren Einzelgänger, die sich in ihren eigenen Welten einzurichten verstanden, in Landschaften der Phantasie und der Sehnsucht. Im „Haus der Schildkröten“ ist das Existieren im Abseits nun aber keine selbst gewählte Daseinsform mehr, sondern die bittere Konsequenz des Lebens.“ Dazu muss man wissen, dass dieser Roman in einem Altersheim spielt, das unsexyste Thema überhaupt für einen Roman. Er ist hoch gelobt worden von der Kritik. Frau Pehnt, wie würden Sie sich zu den Vorgaben von Herrn Spinnen in Beziehung setzen?

Pehnt:

Die Einigkeit mit Herrn Spinnen ist auch bei mir groß, weil ich, obwohl wir nicht so viele Jahre auseinander liegen, doch noch mal einer anderen Generation angehöre. Das Politische mit Texten zu erzeugen, liegt mir fern, es ist eine Kategorie, der ich mich freiwillig nicht aussetzen würde. Beim Schreiben denke ich nicht darüber nach, wie ich mich mit gesellschaftlichen Wirklichkeiten politisch auseinandersetzen könnte. Ich würde zunächst über ästhetische Kategorien nachdenken, über die Arbeit mit der Sprache. Das kann man dann zusammenführen in einem weiteren reflektierenden Schritt. Ich finde es

selbstverständlich, dass Literatur keine Meinungen zu formulieren hat, ansonsten ist sie für mich keine Literatur mehr. Ich bin da puristisch. Ich glaube, Literatur kann dann etwas vollbringen, wenn sie sich auf das besinnt, was sie auszeichnet: einzig und allein auf die Sprache.

Es gibt bei Herrn Spinnen in seiner Vorlage aber noch einen Zwischenbereich, den ich merkwürdig und auch interessant finde. Herr Spinnen glaubt nämlich, dass der Autor, statt sich schizographisch zu betätigen, sich als eine Art politischer Utopienfinder seines eigenen Werkes betätigen sollte, dass er in die Öffentlichkeit treten sollte als Schreibender und dann aus seinem Werk heraus das utopische Potenzial oder das politische Potenzial herauschälen sollte. Das finde ich eigenartig. Meine Rolle in der Öffentlichkeit würde ich immer dicht am Text und der Schreibarbeit ansiedeln. Wobei die Überschneidungen und die Grauzonen breit gefächert sind. Aber in allen Möglichkeiten sich öffentlich zu äußern, würde ich sprachlich argumentieren und nicht mit politischen Kategorien.

Knippfals:

Wollen Sie das klären, Herr Spinnen?

Spinnen:

Wenn um mich herum alles so wäre, dass ich mich ganz auf meine Texte konzentrieren könnte, um dann sicher zu sein, dann müsste ich das nicht tun. Ich habe in den letzten Jahren eine sehr verstörende Erfahrung gemacht: In Deutschland werden tolle Bücher geschrieben, die sehr gelobt werden. Aber niemand traut sich, die existentiellen Dimensionen dieser Bücher konkret zu benennen. Ein Beispiel: Petra Morsbachs „Gottesdiener“.

Das ist ein toll geschriebenes Buch, die Biographie eines ober- oder niederbayerischen Landpfarrers in seiner Zeit als Junge im Nachkriegsdeutschland und seiner phantastischen Erfahrung, von dem stumpfsinnigen Bauernhof auf die Schule ins Priesterseminar zu kommen. Und wie er dann allmählich durch die 60er, 70er Jahre in die Routine des Sachwalters der Transzendenz gerät, in einer völlig säkularisierten Gesellschaft - selbst in diesem bayerischen Dorf, in dem die Katholische Kirche eine große Instanz ist.

Ein tolles Buch. Ich habe mir vom Verlag die Rezensionen dazu schicken lassen: Alle haben geschrieben, dass es ein gutes Buch ist, aber nirgendwo wird gesagt, dass das ein Buch ist, das uns einen Zettel hinhält, auf dem geschrieben steht, dass wir ohne Gott aussterben. Das hat mich beim Lesen berührt und ich habe die Kollegin angerufen und gesagt: „Wie empfinden Sie denn, was mit Ihrem Buch passiert?“ Sie hat gesagt: „Ja, ich kann mich ja nicht beklagen, es ist gut verkauft, der Verlag ist zufrieden, alle loben es. Demnächst kriege ich einen Preis usw.“ Ich sagte: „Und haben Sie schon mal jemanden über dieses Buch so reden hören, dass Sie sagen, also der spricht jetzt über das, was mich getrieben hat, das zu schreiben?“ „Nein“, sagte sie, „definitiv nicht.“ Das ist kein Einzelfall...

Knippfals:

Sie glauben, dass das symptomatisch ist?

Spinnen:

Es gibt ein Zurückschrecken vor Themen, die Bücher zu etwas anderem machen als zu Waren, Produkten, die man gerne dem und jenem empfiehlt. Wir haben in Deutschland eine funktionierende Kritik, aber mit einer großen Tendenz zur Produktempfehlung. Und die verstören den Leser, wenn sie ihm sagen: Lies bitte dieses Buch, damit du siehst, was deine Gottlosigkeit, mit der du glaubst, ein soziales Wesen sein zu können, tatsächlich in dir und in anderen anrichtet.

Knippfals:

Literaturkritik in Deutschland ist verbesserungswürdig. Lesen ist etwas Privates geworden

und die öffentlichen Debatten und die Lektüre sind verschiedene Sachen. Ich fände das ein bisschen langweilig, wenn wir uns jetzt „einschießen“ auf die Rolle der Kritik, weil wir uns da schnell einig werden auf dem Podium. Ich möchte eher über die Rahmenbedingungen Ihrer Arbeit als Schriftsteller reden.

Frau Pehnt: Sie haben sich in ihrem letzten Buch in demenzkranke Patienten reingedacht. Es geht um alte Menschen, um ein Bewusstsein, das nicht mehr Herr seiner selbst ist. Ist dieser Prozess, der ja auch ein literarischer Prozess ist, in gewisser Weise eine politische Herangehensweise?

Pehnt:

Ja, nur muss man anfangen, politische Herangehensweise zu definieren. Die ist in diesem Fall so breit definiert, dass ich sagen würde: Ja, wenn es beim Politischen oder bei den Berührungspunkten darum geht, menschliche Existenz zu ergreifen und zu beschreiben, einer Figur eine Stimme zu geben, die sie sonst nicht hätte. dann ist das politisch, was ich mache.

Aber der Arbeitsprozess ist der: Ich komme von der literarischen Arbeit und nicht vom Bemühen, zu einem wichtigen Thema der öffentlichen Debatte in den deutschen Zeitungen etwas zu schreiben. Der Weg geht übers Spezifische, über die einzelnen Figuren und das, was sie ausmacht. Meine Hoffnung ist, dass am Ende etwas dabei herauskommt, was über die Unterhaltung hinaus in irgendeiner Weise relevant ist.

Knippfals:

Teilen Sie die Analyse von Herrn Spinnen, dass das in einem privaten Lektürevorgang verbleibt?

Pehnt:

Sehr oft. Bei diesem Buch gab es Lesarten, die das herausgeschält haben. Bei dem Buch, was ich davor geschrieben habe, hat kein Mensch gefragt, was dahinter für ein existentielles Bemühen stehen könnte. Im Allgemeinen werden Themen in Büchern schnell in einer Debattenmanier und in Schlagzeilen ausgetauscht, da werden ein paar Spezialisten und noch ein Autor zur Dekoration zusammengesetzt und die reden dann eine Viertelstunde.

Knippfals:

Lassen Sie mich kurz einen Schritt machen. Sie haben auch Kinderbücher geschrieben. Momentan gibt es eine große Familiendebatte. Nehmen Sie als öffentliche Person wahr, dass sich das Familienverständnis geändert hat? Und sind Sie als Kinderbuchautorin in dieser Schizographie drin? Oder gehen Literatur und Öffentlichkeit ineinander über?

Pehnt:

Wo ist da die Schizographie?

Knippfals:

Sie schreiben vormittags Bücher und nachmittags gibt es das Reden. Ist da unser Denken zu antagonistisch?

Pehnt:

Jetzt reden Sie über Rollen, die jemand einnimmt, der schreibt und auch andere Dinge tut. Ob das jetzt Familienleben ist oder etwas anderes, dem alle Autoren, die ich kenne, nachkommen, das ist egal. Ich sehe da keine schizophrene Veranlagung. Natürlich könnte man sagen, dass das, was man morgens macht - in einer sprachlichen Arbeit eine Klarheit und Sorgfalt anzustreben -, dass es schön wäre, das nachmittags auf dem Spielplatz auch zu tun.

Knippfals:

Wissen darüber, wie Familien früher waren, haben wir aus Büchern, das ist literarisch tradiertes Wissen. Von den „Buddenbrooks“ usw. wissen wir, wie schlimm Familien früher waren. Ihre Vorgänger haben genaue Spracharbeit geleistet und akkumuliert - und das ist aufbewahrt in Literatur. Wenn Sie sich in solcher Tradition sehen, fallen die Rollen nicht doch ineinander?

Pehnt:

Alles, was wir wissen, ist in irgendeiner Weise aufbewahrt und speist sich aus vielem, nicht nur aus Texten. Vielleicht stammt Ihr Wissen über Familie aus Romanen. Aber das Wissen vieler Menschen darüber, wie Familien funktionieren oder nicht, ist nicht aus Romanen. Unser Wissen über unsere Lebensweise ist collagenhaft zusammengesetzt aus unendlich vielen Strängen, einer davon ist sicher die Literatur. Im besten Fall entsteht daraus ein dialogisches Weiterschreiben. Ob sich meine anderen Rollen, die mit dem Schreiben nichts zu tun haben, dahinein definieren lassen, das glaube ich nicht.

Knippfals:

Herr Buch, wir reden jetzt über konkrete Erfahrungen als Schriftsteller, reden wir über Rollenmodelle im Kopf: Sind die Gehalte von Büchern debattenstiftend?

Buch:

Burkhard Spinnen hat Recht: Rilke hat bei der Betrachtung eines archaischen Torso Apolls, also einer griechischen Statue aus der Frühzeit, das berühmte Gedicht geschrieben, das mit den Zeilen endet: „Du musst dein Leben ändern“. Bei Betrachtung dieses Kunstwerks erkennt er, dass er sein Leben ändern muss, so hat ihn das erschüttert im tiefsten Innern. Aber genau diese Erschütterung kann man nur von einzelnen erwarten, von einzelnen Lesern, Schriftstellern, Künstlern, auch von Kritikern, aber nicht von der Reaktion vom Literaturbetrieb insgesamt, das wäre sogar fragwürdig.

Er ist da, um Werke einzuordnen, zu beurteilen, zu bewerten, um eine Hackordnung festzulegen, Börsennotierungen und so fort. Aber es ist für einen Autor wirklich verunsichernd bis frustrierend, wenn man wie ich, nach Ruanda fährt, Massaker aus der Nähe sieht, wenn man in Tschetschenien, in Kambodscha war und Reportagen darüber schreibt und der Literaturbetrieb ignoriert das vollkommen. Mit dem Argument: Der Buch macht jetzt Journalismus. Punkt. Oder ist in die Politik abgewandert. Warum? Weil diese Reportagen auf der Politikseite stehen.

Kein Kritiker hat sich die Frage gestellt, warum ein Autor, der vorher Romane und Erzählungen geschrieben hat, in Krisengebiete fährt, um solche Geschichten zu recherchieren und zu schreiben. In diesem Moment habe ich mich vom Literaturbetrieb verabschiedet. Wenn man die öffentliche Rolle in einer existentiellen Weise annimmt und dorthin geht, wo Blut vergossen wird, könnte man erwarten, dass irgendjemand zur Kenntnis nimmt. Und stattdessen wird es in Schubladen gelegt, also Journalismus hier, Literatur dort. Dass dies Teil eines literarischen Projekts war, dass diese Reportagen von einem Schriftsteller geschrieben und mit literarischen Mitteln erarbeitet war und all das wurde nicht zur Kenntnis genommen. Und andererseits verneigen sich alle vor einem Kapuściński, der hier, wenn er Deutscher wäre, gar nicht wahrgenommen würde.

Pehnt:

Haben Sie den Schritt in die Reportage gemacht, weil Sie das Gefühl hatten, im Bereich der Literatur keine Möglichkeiten mehr zu haben?

Buch:

Nein. Ich wollte etwas erfahren, was ich am Schreibtisch nicht erfahren kann. Hingehen und gucken, hinter die Bilder, die wir im Fernsehen sehen. Das war ein Versuch, ein Experiment, das festzuhalten mit den Mitteln der Literatur, nicht des Journalismus, nicht der Politik. Da stimmt das Wort der existentiellen Verunsicherung und das ist wiederum ein literarisches

Projekt. Das war immer ein Anliegen der Literatur. Zum Beispiel Tolstoi: Der war als junger Mann im Kaukasus, freiwillig, und hat die russische Armee begleitet, um darüber schreiben zu können. Er hat selbst die Plünderung eines Dorfes erlebt, und die Reportage, die er darüber schrieb, war schlecht, weil er noch nicht fertig wurde mit dem Stoff. Erst 17 Jahre später geht das ein in „Krieg und Frieden“, bekanntlich ein historischer Roman, der in der napoleonischen Zeit spielt. Also auf verschlungenen Wegen entsteht Literatur.

Spinnen:

Hans Christoph Buch hat vollkommen Recht. Wenn man nicht etwas vorschreiben will, wenn man nicht gewissermaßen alle seine Visionen in der Tasche hat, dann kann man die Sache nur umdrehen, dann muss man aus Einzelheiten und aus der Erfahrung heraus versuchen, Utopien zu konstruieren, die wir nicht mehr vorfinden. Das ist eine Frage der eigenen Lebenszeit. Also tut man das, was man in seinem Leben noch tun kann.

Ich habe mich in Reihenhaussiedlungen begeben. Es bedeutet eine Überwindung über das zu schreiben, was nah an einem dran ist. Genauso wie es eine Überwindung ist, weit weg zu reisen.

Die Verpflichtung auf Literatur ist auch immer eine Verpflichtung darauf, nicht ökonomisch zu denken, sonst kann man nicht ästhetisch denken. Tatsächlich aber okkupiert die Ökonomie unseren Lebensalltag. Wo wir vor 30 Jahren politische, psychologische und sozialpsychologische Vokabeln gebraucht haben, werden heute ökonomische Vokabeln benutzt. Setzen Sie sich in irgendeinen Zugabteil und hören Sie den Leuten zu. Die haben in ihrem Alltagsgebrauch Worte wie Deadline oder Benchmarking oder Best Practices.

Oder denken Sie an die Präsenz der Börse. Was für einen Sinn macht es, dass uns noch vor den Nachrichten die Börsenwerte gesagt werden. Wenn kurz vor acht gesagt werden würde: „Übrigens Jungs, wir haben eine schreckliche Meldung für euch, der Dax ist von 7000 auf 3500 gefallen“, braucht man keine Nachrichten mehr zu gucken, weil man weiß, Manhattan ist von Al Qaida in Schutt und Asche gelegt worden. Was das bewirken wird, das kriegt man vorher schon mit. Eingerahmt von Wetter und Börse kommt die Weltpolitik nur noch als Kasperletheater vor. So. Das ist das Ökonomische. Sich mit dem Ökonomischen beschäftigen zu müssen - ich habe das nicht gewollt. Ich habe es 40 Jahre lang geschafft, mich um das Ökonomische zu drücken.

Und dann lese ich das Buch von Frau Pehnt: Wenn man ein Altersheim beschreibt, in dem demenzkranke Menschen leben, dann muss einem klar werden, dass diese Menschen nur leben, weil es die moderne Medizin gibt. Früher hat es solche Menschen nicht gegeben. Die nehmen jeden Tag viele und teure Medikamente ein. Das steht uns allen bevor: eine Existenz, die gewissermaßen ökonomisch-wissenschaftlich ist. Denn hinter der Wissenschaft der Medizin steht ein gewaltiger ökonomischer Apparat. Würde man den Leuten in ihrem Schildkrötenheim die Tabletten weg nehmen, wären die meisten schnell tot. Das ist etwas, das man nicht aus einer Diskussion eines solchen Buches raushalten kann.

Knipphals:

Besteht neben einem ökonomischen auch literarisches Interesse im Literaturbetrieb?

Spinnen:

Ich habe ein Buch darüber geschrieben. Es ist erstaunlicherweise das am meisten verkaufte von meinen Büchern. Ob das so ist, weil mittelständische Unternehmen das ihren Geschäftsführern zu Weihnachten schenken, weiß ich nicht. Wir haben mit der Ökonomie einen gewaltigen und gewalttätigen Riesen in unserem Bewusstsein und in unserer Welt gelassen, nachdem die Politik, die Ideologie so schwach geworden ist. Aber dieser Riese ist nicht nur gewaltig und gewalttätig, er ist überdies auch noch stumm. Er spricht in Communiqués und Verlautbarungen, aber er ist nicht mal imstande, mit sich selbst in den Keller zu gehen und sich selbst die Meinung zu sagen. Dagegen sind die politischen Ideologien von einer existentiellen Geschwätzigkeit und Offenherzigkeit, verglichen mit den

Diskursformen innerhalb der Wirtschaft. Es ist immer noch nicht mein Lieblingsthema, ich rede lieber über Hunde und über Liebe und über Kinder und so wirklich schöne Sachen. Aber es ist einfach wichtig.

Buch:

Ich will einem Missverständnis vorbeugen: Ich will nicht propagieren, dass Schriftsteller reisen müssen, schon gar nicht in Krisengebiete. Selbstverständlich kann ein Autor, der Zuhause bleibt, existentielle Erfahrungen machen, ich nenne nur Kafka oder Novalis. Und es ist übrigens ein Missverständnis, wenn man immer denkt, 1968 sei das Jahr gewesen, in dem das Engagement plötzlich entdeckt wurde. Das Engagement gab es vorher. Es ging um einen anderen Zusammenhang: Dass das Private öffentlich ist und das Öffentliche privat. Das war ein auch für die Literatur fruchtbarer Ansatz. Der Widerspruch zwischen öffentlich und privat bleibt nach wie vor aktuell. Deshalb verstehe ich nicht die Klage darüber, Autoren seien heute alle unpolitisch. Wenn sie Geschichten erzählen, die von ihnen selbst handeln und sich darauf wirklich einlassen, auf so eine Geschichte, da muss nicht Politik noch Fahnen schwingend mit dran hängen.

Knipphals:

Das ist schlechte Folklore.

Pehnt:

Die Fronten müssen wir nicht mehr aufmachen. Inzwischen ist vielen klar, dass das Private und das Öffentliche sich in komplexester Weise durchdringen, das wird mit ausgehandelt, wenn Geschichten erzählt werden. Alle wollen, dass die Literatur in irgendeiner Weise öffentlich relevant ist, das wäre eine Sehnsucht, ein Sehnsuchtsort, den wir Autoren gerne besetzen würden. Wir wollen relevante Literatur schreiben, jetzt kommen hier so ein paar Markierungen, wo könnte also die Relevanz liegen? Sie könnte liegen in dem großen Riesen der Wirtschaft und des Marktes, sie könnte liegen in vielleicht politischen Dramen, die sich in anderen Teilen der Welt abspielen oder in den Randzonen unserer Gesellschaft. Und wenn wir das ausschöpfen, dann sind wir präsent.

Knipphals:

Herr Buch, vor drei Jahren haben Sie in einem ziemlich Furore machenden Artikel eine Analyse gemacht: Sie haben gesagt, dass Literatur sehr weiblich geworden ist. Die Literaturvermittler sind weiblich, viele Leser sind weiblich. Das habe Auswirkungen auf die Literatur. In diesem Zusammenhang fiel der Begriff „Wellness“.

Buch:

Für diesen Artikel wurde ich hart bestraft...

Spinnen:

Musstest Du außer Landes?

Buch:

Ich denke, der Kern ist durchaus einsichtig, einsehbar, wir leben in einer Konsenskultur. Frau Merkel, die Kanzlerin, eine Frau, ist die Repräsentantin dieser Konsenskultur. Konflikte gehören aber auch dazu, und zwar öffentlich ausgetragene Konflikte. Das kommt mir in dieser Konsenskultur zu kurz. Ob das nun weiblich ist, weiß ich nicht. Aber es ist unübersehbar, die Literatur der Experimente, auch der formalen Experimente, dass Literatur, die dem Leser etwas zumutet, nicht mehr angesagt ist, sondern Literatur, die Erwartungen bestätigt. Der PEN-Club ist ein typischer Vertreter der Konsenskultur, ich bin vor Jahren ausgetreten. Genau deswegen, weil im Namen der Schriftsteller irgendetwas verkündet wurde, was angeblich Konsens ist. Zum Beispiel, dass Volker Braun eine Art Dissident war in der DDR und wer den angreift, ist ein Schurke. Das war in dem Fall Gerd Lohschütz, der ein Mauergedicht von Volker Braun in der Frankfurter Rundschau zerpflückt hat und ich finde mit Recht. Das geht nicht, das ist nicht Aufgabe des PEN, Lohschütz zu maßregeln. Eine offene

Diskussion ist erlaubt, und auch die Heiligen von Gestern können von ihren Podesten gestoßen werden.

Pehnt:

Das liegt daran, dass sich Schriftsteller in ein Terrain begeben, das nicht das ihre ist. In dem Moment, in dem sich Schriftsteller in diese Konsenskultur hineinbegeben und diese Rederunden mitmachen, verlassen sie ihren Leisten und dann werden sie schwach. Das Problem liegt in der Gesprächsweise, die wir eingeübt haben, nicht aber in den Schreibweisen.

Knipphals:

Diese Konsensgeschichte hat nicht mit Frau Merkel eingesetzt, sondern mit Rot-Grün. Damals gab es eine große Kulturbeflissenheit, viele Einladungen ins Kanzleramt, man wurde umarmt als Künstler. Hat aber keiner hier am Podium damit Erfahrung?

Spinnen:

Ich gehe nicht zum Kanzler.

Knipphals:

Zur Kanzlerin auch nicht?

Spinnen:

Letztlich gehen wir überall hin. Ich meine, ohne Neugier gibt es keine künstlerische Existenz.

Knipphals:

Es gibt nicht mehr diese vermeintlich klare Frontstellung, Intellektuelle, Künstler auf der einen Seite, Ausnahme Grass, Ausnahme Brandt damals, Politik auf der anderen Seite. Da gab es sozusagen Gegensätze und Hass auf beiden Seiten sozusagen. Strauß-Wahlkampf 1980. Die Zeiten sind ja vorbei. Ist das solch eine Rahmenbedingung dafür, dass die Debatten flauer geworden sind?

Spinnen:

Vor zehn Jahren hätte ich viel radikaler formuliert: Ich mach mein Ding. Aber indem man als Autor sein Ding macht, partizipiert man ja auch an einer Geschichte. Da ist ja diese ewige Geschichte der Auseinandersetzung zwischen Geist und Macht. Wenn ich 21 bin und ein Blatt Papier in die Hand nehme und einen Stift, in dem Moment schlage ich mich auf eine Seite, in dem Moment habe ich mich im bewusstseinsgeschichtlichen Kontext der letzten 300, 400 Jahre entschieden. Jetzt lerne ich ein paar jüngere Autoren in Berlin kennen, die ganz passabel Fußball spielen, so weit ist das gekommen.

Als Judith Hermann ihren großen Erfolg mit „Sommerhaus später“ hatte, sah das eine Zeitlang so aus, als ob man sich mit 17, 18 entscheiden könnte: Ich will Popstar werden, da geht beides: Schreiben und Singen. Das ging 1968 nicht, von Biermann mal abgesehen. Und dann kommt es zu einer Nivellierung von Bewusstseinsbildern. Und diese Nivellierung von Bewusstseinsbildern ist nicht ungefährlich auch für das Ästhetische. Das Ästhetische wirkt immer auf der Basis seiner Geschichte. Und das macht es schwierig, der Literatur diesen Stellenwert in der Öffentlichkeit wieder zurückzuerobern, den sie einmal als Ort der Auseinandersetzung mit der Macht gehabt hat. Deswegen die Einladung ins Kanzleramt, nicht als: Wir gehen in die Höhle des Löwen, haben da auch ein paar Farbbeutel dabei und auch Stinkbomben, sondern als Konsensfeier.

Pehnt:

Aber es gibt doch auch eine ganz lange und stolze Tradition: Kunst als widerständige Verweigerung, als Gegenentwurf allein im Ästhetischen.

Spinnen:

Ja, Frau Pehnt, wenn keiner mehr weiß, dass Sie gerade nur Ihr Ding machen, sondern auch denken, die schreibt jetzt was Schönes für mich, dann partizipieren die daran nicht.

Pehnt:

Das stimmt, das ist ärgerlich.

Spinnen:

Und dann liest jemand Ihr Buch auf der Oberfläche einer gelungenen Mitteilungsstruktur und sagt nicht: Indem ich ein Buch in der Hand habe, bin ich Teil der Widerstandswelt.

Pehnt:

Ja, das ist furchtbar ärgerlich.

Spinnen:

Solche Leute lesen dann nicht das, was Sie schreiben.

Pehnt:

Welche Wahl haben wir denn?

Spinnen:

Wir haben sowieso keine Wahl, aber wir müssen unsere eigenen Kinder davor warnen und wir müssen die Sache einigermaßen anständig zu Ende bringen, biographisch gesehen. Oder haben Sie noch eine zweite Biographie für sich im Kofferraum? Der Geist sitzt nicht im Kanzleramt und trinkt einen Konsensmilchshake.

Buch:

Ich will an zwei Einzelheiten erinnern, damit das deutlicher wird. Walter Jens hat im Juni 1989 gesagt, als die Panzer die Studenten auf dem Tiananmen-Platz in Peking niederwalzten, er könne diese Vorgänge nicht beurteilen. Die Studenten seien ja auch gewalttätig gewesen, da will er lieber nichts sagen. Und Klaus Staeck, jetzt Präsident der Akademie der Künste, hat damals gesagt, er könne sich die chinesischen Namen nicht merken und wolle deshalb nicht Stellung nehmen zum Tiananmen-Platz. Das sind deutsche Intellektuelle, die als links galten. Das heißt, eine der größten Tragödien dieses ausgehenden Jahrhunderts, die ein Land wie China um Jahrzehnte zurückgeworfen hat, wurde von ihnen bagatellisiert. Aber das hat ihnen nicht geschadet, das stieß auf wohlwollende Aufnahme, denn angeblich kann man ja solche Dinge gar nicht beurteilen von uns aus.

Knippfals:

Schriftsteller hatten nie eine Monopolstellung, aber sie haben mehr denn je öffentliche Aufmerksamkeit. Es hat eine starke Demokratisierung von Rede stattgefunden, u.a. in Form von Blogs. Müssen Schriftsteller akzeptieren oder die narzisstische Kränkung hinnehmen, dass heute viel mehr Autoren in den verschiedenen Kanälen senden?

Pehnt:

Seit ich schreibe, ist das so. Deswegen kann ich aus eigener Erfahrung nichts anderes sagen: Ich habe ein wenig den Verdacht, dass man dazu tendiert zu sagen, früher habe es mehr Raum dafür und eine breitere Öffentlichkeit gegeben.

Spinnen:

Ich erinnere mich an eine Zeit vor dem Internet. Ende der 90er Jahre habe ich an ein paar Projekten hochrangiger Verleger teilgenommen um auszuloten, was das Internet als literarische Qualität bedeutet. Mit dem Internet, den Weblogs usw. ist eine neue Ausdrucksform hinzugekommen, die kaum Beziehungen zur Literatur unterhält.

Knippfals:

Es gibt doch aber Ansätze zwischen Literatur und Internet.

Spinnen:

Ja und zwar aus dem Grund, da es dort, wo drei Milliarden Seiten sind, es keine Hierarchie, keine Orientierung und keine Verbindlichkeiten gibt. Das Internet hat einen kunstfeindlichen Zug, prägt dafür andere Dinge aus: Tagebuchkultur, Mitteilungskultur. Wir haben mittlerweile eine große Vielzahl von akribisch und engagiert und formal-ästhetisch interessanten Tagebuchformen, eine Literaturform, die Ende des 20. Jahrhunderts auszusterben drohte. Mit den Emails kriegen wir eine Briefkultur zurück, die schon fast den Jordan runter gegangen war.

Knipphals:

Herr Buch: Wäre das nicht eine Möglichkeit für Sie, Ihre Erfahrungen aus den Krisenregionen unter die Leute zu bringen? Setzen Sie mittlerweile nicht aufs falsche Pferd mit Büchern?

Buch:

Nach jeder Reise brauche ich mitunter Wochen und Monate, um diese Eindrücke zu verarbeiten. Das ist keine Frage der Technik, die ich benutze, sondern eine Frage des Traumas, das mit diesen Reisen zusammenhängt. Und mit der Schwierigkeit, komplexe Vorgänge in Sprache zu übersetzen. Vor dieser Frage steht jeder, der eine Reportage schreibt. Aber auch jeder, der eine Autobiographie oder einen Roman schreibt. Ich sehe nicht, dass dieses neue Medium die Literatur überflüssig macht. Im Gegenteil, ich sehe im Internet eine neue Geschwätzigkeit, die mich gar nicht interessiert.

Transkription: Gudrun Baltissen

Überarbeitung: Simone Schmollack, Karin Lenski